

daß die Deme die Stadtmiliz gestellt hätten (S.22), ist inzwischen von H.-G. Beck widerlegt; für die Zeit des Herakleios von einem serbischen Reich zu sprechen, ist völlig abwegig (S.27), erst im 11 Jh. bilden sich die beiden Machtzentren Zeta und Rascien; daß Justinian II. ein besonderes Gesetz für die bäuerliche Bevölkerung erlassen habe (S.30), ist von F. Dölger schlagend widerlegt worden; die Scheu der Araber vor der Darstellung der menschlichen Gestalt (S.31) wird durch Kuseir Amra u.a. ad absurdum geführt; als Joannes Damaskenos in den Bilderstreit literarisch eingriff, war er nicht mehr hoher Beamter des Kalifen, sondern Mönch (S.32); der unausrottbare Irrtum von der schlechten Übersetzung der Dekrete von 787 ins Lateinische als Anlaß zur Polemik der Libri Carolini fehlt auch nicht (S.39) — auch die bessere Übersetzung durch Anastasius Bibliothecarius konnte die griechischen Distinktionen nicht wiedergeben, weil die termini nicht vorhanden waren; konstitutiv war bei Karls des Großen Kaisererhebung nicht die Krönung durch den Papst, sondern die »Wahl« durch die Acclamationen der Römer (S.41); bei den Paulikianern von »nestorianisch-monophysitischen Elementen« zu sprechen (S.48), ist so sinnvoll wie, wenn man eine Substanz als wässrig-feurig bezeichnete, Lange hat ganz übersehen, daß Nestorianer und Monophysiten extreme Gegenpole sind — zur Frage der Paulikianer vgl. jetzt N.K. Garsoian in den Dumbarton Oaks Papers 25 (s. die Besprechung in diesem Band); von wenig Kenntnis abendländischer Sektengeschichte zeugt die Einbeziehung der Humiliaten, Pauperes Lombardi und vor allem der Waldenser in die Gruppe der »manichäischen« Gemeinden (S.68); bei den Waldensern kann von Dualismus keine Rede sein, es war eine radikal asketisch-biblizistische Bewegung, aus deren provenzalischen Stamm sich die Pauperes Lombardi als großer Zweig entwickelten und die Mailänder Humiliaten in sich aufnahmen; S.68 fehlt bei den Gedanken des Photios über das Verhältnis von weltlicher und geistlicher Macht der Hinweis, daß dieser Teil der Epanagoge niemals geltendes Recht wurde: Photios' berühmte Predigt gibt kein Bild der Nea (S.71), sondern der Marienkirche am Pharos; Stefan Nemanja darf nicht als Serbenkönig bezeichnet werden (S.304), König wurde erst sein Sohn Stefan der Erstgekrönte; Konstantinopel wurde 1261, nicht 1262 (S.345) von den Byzantinern zurückgewonnen. Diese Auswahl möge genügen. Daß man hinsichtlich so strittiger Probleme wie des Pronoia-Wesens nicht gerade die Ansicht wiederfindet, die man selber hat, ist verständlich. Auch in manchen anderen Bereichen kann man Lange nicht uneingeschränkt zustimmen, aber solche Auffassungsunterschiede sind unvermeidlich.

So legt man Langes Buch, nachdem man es mit Spannung gelesen hat, nicht sehr befriedigt aus der Hand. Als Darstellung der Geschichte im äußerlichen Wortsinne ist es ohne Zweifel brauchbar, und man kann es um seiner Lesbarkeit willen sogar in diesem Sinne empfehlen. Aber es bleibt bedauerlich weit hinter dem bejahenswerten und hohen Ziel zurück, daß der Verf. sich selbst gestellt hat.

Aufmachung und Ausstattung des Bandes sind so gut, wie man es bei dem Verlag mittlerweile gewohnt ist.

Klaus Wessel

Dumbarton Oaks Papers Nr. XXV, 285 S., 136 Abb. auf Tafeln, 3 Abb. im Text, 2 Karten; Washington D.C. 1971: Dumbarton Oaks Center for Byzantine Studies, Trustees for Harvard University.

Vier Beiträge des Bandes waren für ein Symposium »Byzantine Society« (gehalten 1969) konzipiert, über das P. Charanis, der es geleitet hatte, am Schluß des Bandes berichtet. Dat ist genau die Hälfte der damals gehaltenen Referate. Ein weiteres von A. Guillou, *Byzantium Society in Southern Italy*, wird im Zusammenhang einer größeren Untersuchung G.s abgedruckt.

werden. Leider ist Charanis' Bericht nichts darüber zu entnehmen, wo die restlichen drei Beiträge des Symposions, die von großem Interesse wären (B. Laourdas, *Scholars, Bureaucrats, and Intellectuals*; R. S. Lopez, *Foreigners in Byzantium*; R. J. H. Jenkins, *The Common People*), erscheinen werden. Sie wären zur Abrundung mehr als wünschenswert, vor allem jener des verewigten R. J. H. Jenkins.

Der erste Symposion-Beitrag stammt von G. Ostrogorsky: *Observations on the Aristocracy in Byzantium*. Der Altmeister byzantinischer Geschichtsschreibung gibt einen Überblick über die Entwicklung des byzantinischen Adels in mittelbyzantinischer Zeit, ausgehend von dem nur hypothetisch zu erklärenden Phänomen eines zuerst im späten 8. Jh. wieder nachweisbaren Grundbesitzes größten Formates u. unter Einbeziehung seiner bekannten, oft vertretenen Thesen über den byzantinischen Feudalismus. Das in sich abgerundete, schlüssig und überzeugend wirkende Bild, durch einige interessante neue Details ergänzt und abgestützt von O. hier gezeichnet, ruft dennoch einige Fragen und Einwände hervor. Zunächst ein methodisches Problem: O., der sich mit den Gegnern seiner Feudalismuskonzeption kurz, aber grundsätzlich auseinandersetzt, betont selbst, man müsse die Unterschiede, aber auch die Ähnlichkeiten zwischen der byzantinischen und der westeuropäischen Situation festhalten (S.9), beschränkt sich dann aber auf diese und läßt jene unerwähnt. Muß sich nicht so notwendig dem Leser, der die Gesamtproblematik in Ost und West nicht genau kennt, ein einseitiges Bild aufdrängen, also das der überwiegenden Ähnlichkeit der Entwicklung? Das will O. wohl auch, denn er sieht die Entwicklung in Ost und West nahezu parallel; aber wenn wir einige, m.E. entscheidende Unterschiede notieren, so verschiebt sich das Bild doch beträchtlich: in Byzanz fehlt die rechtliche Fixierung, die Kodifizierung des Lehnrechtes — alles, was O. in mühsamer und bewundernswerter Kleinarbeit zusammenträgt, stammt aus historiographischen Quellen, Urkunden u.ä., nichts aus Gesetzen oder anderen Rechtsquellen; wir wissen gar nichts über die Zeremonien der Lehnübergabe, die im Westen so reich ausgestaltet waren; die gegenseitige Bindung, die der Lehnseid zwischen Lehnsherrn und Lehnsmann herstellte, wird von O. selbst in einer Anmerkung (66 auf S.17) abgelehnt; es gibt kein Zeugnis dafür, daß ein Grundherr Vasall zweier Lehnsherren zugleich sein konnte, wie es z.B. viele der niederländischen Grafen gewesen sind; erst recht gibt es keinen Fall, daß ein großer Kronvasall Herrscher eines selbständigen Staates wurde, aber sein ursprüngliches Lehen behielt, wie z.B. die Anjou-Plantagenet. Das sind fundamentale Unterschiede, die in der Diskussion m.E. ebenso wenig verschwiegen werden sollten wie die Tatsache, daß die von O. herangezogenen Quellen zahlenmäßig recht dürftig und überdies z.T. unterschiedlicher Interpretation zugänglich sind und daß manches mühsam herausgelesen werden muß, was in den reich fließenden westlichen Quellen expressis verbis gesagt ist.

Auch Einzelheiten sind z.T. nicht recht überzeugend. So leuchtet z.B. nicht ein, warum (S.4) die Witwe Danelis zusammen mit dem hl. Philaretos als Exponentin der »military leaders and higher dignitaries of the theme-organization« steht. Sodann fällt auf, daß O. den Adel als eine ziemlich homogene Kaste sieht, und zwar sub specie Grundadel. Von ihm aber muß man den Beamtenadel trennen, der zwar weitgehend sein Geld auch in Grundbesitz anlegt, sein Machtzentrum aber in der Hauptstadt hat, und den Senatsadel, also die Erben des einem Vorfahren verliehenen Titels ohne Pflichten, Rechte und Ansprüche und die neuernannten Senatoren. Der Großgrundbesitz-Adel meidet die Hauptstadt nur dann nicht, wenn einer der Ihren auf dem Thron sitzt, aber einen Paradygnasteuon aus ihrem Kreise konnte H.-G. Beck für die ganze mittelbyzantinische Zeit nicht nachweisen. Von daher kommen Zweifel auf gegenüber O.s These, der Zugang zu den höchsten Staatsämtern sei »a privilege of a hereditary aristocracy« gewesen; das kann nur grosso modo für den Amtsadel gelten. Der Senatsadel wurde durch zahlreiche »Pairs-Schübe« im 11. Jh. eher ab- als aufgewertet (man lese nur die zeitgenössischen Klagen über die Inflation an hochklingenden Ehrentiteln!), und so ist es nicht ganz annehmbar, wenn O. meint (S.8), die städtische Aristokratie habe ihre Machtbasis durch die vielen Ernennungen

von Senatoren verbreitert — dazu waren soziale Herkunft und wirtschaftliche Potenz vieler dieser homines novi denn doch nicht tragfähig genug. Außerdem sollte man wohl auch das Problem des Absinkens aus dem Beamtenadel nicht ganz aus dem Auge lassen, auf das H.-G. Beck hingewiesen hat. Zur Frage des Gefolgschaftswesens (S.14) geben unsere Quellen m.E. keine handfesten Hinweise dafür, daß es sich bei den Gefolgschaften großer Herren um deren Vasallen handelte. Gerade bei dem von O. angeführten Zitat aus Kekaumenos könnte man sehr wohl auch an Freunde, die sicher nicht geringe Zahl der in der Verwaltung des Besitzes eines Großen tätigen Männer (das könnten die *οἰκεῖοι*, die *ἐλεύθεροι* sein), also quasi seine Angestellten, an Glücksritter u.a. denken, und das *λαὸς ἰδιος* können Söldner oder aufgebotene Kolonen gewesen sein. Von Vasallität und für sie spricht in den Quellen direkt nichts. Man kann sie als Erklärung ins Auge fassen, zwingend als einzig mögliche Lösung aber ist das nicht. Wenn O. weiter (S.15) Eustathios Boilas als ein Beispiel für die feudale Hierarchie anführt, so muß man zunächst bedenken, daß es völlig vereinzelt steht — die Sachlage ist bei Isaak Komnenos ganz anders, und ob die dort genannten *στρατιῶται* Pronoiare oder Bauernsoldaten alten Typs sind, ist völlig offen —, und weiter die Möglichkeit berücksichtigen, daß es sich hier um ein Vorgesetzten- und nicht um ein Lehnverhältnis gehandelt hat, denn sowohl Boilas als auch seine Herren tragen Titel, die damals (1059) noch Amtsbezeichnungen waren. Weiter ist es wohl kaum zulässig, den Sprachgebrauch der Chronik von Morea als Beleg dafür anzuführen, daß es zwischen der Pronoia und dem Feudum »no essential difference« gab; es beweist höchstens, daß ihr Verfasser in der fränkischen Peloponnes im 13.Jh. keinen Unterschied sah. Von Gewicht wäre dafür eine byzantinische Quelle, und die gibt es offenbar nicht.

Um nicht allzu weit in Einzelheiten einzusteigen, sollen diese fragenden Einwände hier genug sein. Nur auf eines sei noch hingewiesen: O. stellt die Entstehung von Sekundogenituren und quasi selbständigen Reichsteilen seit der Mitte des 14.Jh.s heraus. Aber ist dieses bekannte Phänomen wirklich ein Beweis für fortschreitende Feudalisierung? Es sind doch alles Mitglieder der kaiserlichen Dynastie, z.T. etwas fragliche Mitglieder, wie O. sehr schön an zwei Beispielen klar macht, bzw. der Dynastien, wenn man die Kantakuzenoi berücksichtigt, die als Despoten o.ä. die Landesteile regieren. Das Reich als Familienunternehmen ist doch etwas sehr anderes als ein Feudalstaat und hat seinen Vorläufer in Alexios' I. Organisation des Reiches mit der fast ausschließlichen führenden Mitarbeit seines Clans, nur daß das noch keine suzeränen Herrscher über Landesteile waren — das soll, wenn die Nachricht stimmt, Johannes II. ins Auge gefaßt, aber nicht verwirklicht haben. Alles in allem scheint es, als sei die byzantinische Entwicklung mit den in westeuropäischen Staatsgebilden entwickelten Kategorien des Feudalismus doch nicht adäquat zu erfassen, es sei denn, man abstrahiere »Feudalismus« so weit, wie das gelegentlich mit der »Demokratie« geschieht, man lasse ihm also als Gehalt nur mehr die Existenz großer, manchmal riesiger Grundherrschaften.

Ausgehend von dem berechtigten Zweifel an der Richtigkeit jenes Geschichtsbildes, das die Entwicklung des byzantinischen Reiches gleichsam auf einer absinkenden Kurve einzeichnet, unternimmt es J. L. Teall in seinem Beitrag »*The Byzantine Agricultural Tradition*«, auf diesem Spezialgebiet das Bild zurechtzurücken. Dabei befaßt er sich weniger mit der Gesetzgebung — die mit ihrer steten Sorge um den dahinschwindenden Stand der freien Bauern bzw. der Stratioten-Bauern zu einem guten Teil für das von Teall abgelehnte Bild mitverantwortlich ist —, als mit landwirtschaftlichen Geräten und Techniken sowie der Einstellung zur Landwirtschaft bzw. zum Landleben in der byzantinischen Gesellschaft, vom anatolischen Bauern bis hin zum städtischen Intellektuellen. Da sich Einzelheiten teils meiner Beurteilung, teils der kurzen Referierung entziehen, sei hier nur das Fazit festgehalten: T. kommt auf einem überzeugend wirkenden Wege zu der Erkenntnis, daß die Gesellschaft am Beginn des 11. Jh.s nicht stagnierte, sondern auf landwirtschaftlichem Gebiet zumindest expandierte und gegenüber der Spätantike wesentliche Fortschritte erreicht hatte. Als den wirtschaftsgeschichtlichen Laien beeindruckend

und zum Nachdenken anregend sei T.s. These genannt, im Römischen Reich sei es nicht zu einer Fortentwicklung der landwirtschaftlichen Produktionsmethoden gekommen, weil es dank der politischen Präponderanz Roms keine balance of power gegeben habe und daher keinen Zwang zur Konkurrenz mit gleichgewichtigen Mächten und zur Behauptung ihrer Wirtschaftskraft gegenüber; für Byzanz sei der Fortschritt möglich gewesen aus dem Zwang zur Selbstbehauptung in einem Zustand der labilen balance of power. Ich weiß nicht, ob die Wirtschaftsgeschichte diese These bejaht und vielleicht gar schon vorgebildet hat, mich hat sie sehr angesprochen.

Der Leiter des Symposion, P. Charanis, berichtete über *The Monk as an Element of Byzantine Society*. Zunächst versucht er, eine Vorstellung von der Zahl der nachweisbaren Klöster in den verschiedenen Epochen zu vermitteln, was angesichts der Lückenhaftigkeit unserer diesbezüglichen Quellen eine schier unlösbare Aufgabe ist und nicht zu mehr als Vermutungen führen kann, was Ch. selbst betont. Immerhin macht er so viel doch wahrscheinlich, daß die Zahl der Klöster von einiger Dauer ihrer Existenz nicht exorbitant hoch gewesen sein kann. Ebenso im Bereich des Hypothetischen verbleiben selbstverständlich alle Berechnungen über die jeweilige Gesamtzahl der Mönche und Nonnen, aber auch hier kann er einigermaßen glaubhaft machen, daß sie etwa 1% der Gesamtbevölkerung betragen haben mag — was gegenüber Thesen wie der schweren Schädigung der Wehrkraft des Reiches und der erdrückenden Größe der »monastischen Bewegung« noch vorsichtiger machen sollte. Knapp, aber gut ist die Darstellung der Züge des Mönchtums, die es zu einem einflußreichen Element der byzantinischen Gesellschaft machten. Hier wird man nur zweifeln dürfen, ob die angebliche Gabe der Weissagung (prophecy) gerade durch vaticinia post eventum wie die Weissagung an Bardanes oder die von Konstantin Porphyrogennetos berichtete eines Mönches über Basileios Makedon gestützt werden kann. Immerhin ist es unleugbar, daß das Prophezeien von Mönchen bezeugt ist, auch in anderen Fällen, wobei, wie immer, nur die Voraussagen festgehalten sind, die eintrafen. Ch. stellt weiter heraus, daß sich das Mönchtum aus so ziemlich allen Gesellschaftsschichten rekrutierte, wobei er auch das zwangsweise Zum-Mönch-Machen nicht ausläßt. Schließlich kommt er auf die Tatsache zu sprechen, daß die Mönche eigentlich alle lesen können sollten, und auf die Wohlfahrtspflege durch die Mönche. Zu beidem sollen Anmerkungen nicht verschwiegen werden: wenn Ch. richtig betont, daß Lesenkönnen und Bildung nicht identisch sind, so scheint mir die Behauptung, der byzantinische Mönch sei, mit einigen bemerkenswerten Ausnahmen, ungebildet gewesen, doch eine nicht bewiesene Verallgemeinerung, die vielleicht von dem nicht immer freundlichen Bild der neueren Zeit bestimmt ist; man denke an die hohe geistige Anforderungen stellenden Werke klassischer Autoren aus Klosterbibliotheken, ich erinnere nur an den berühmten Platon-Kodex des Patmos-Klosters und die aus einem Kloster bei Smyrna stammende, jetzt in der Bibliothèque Nationale als Par. gr. 2934 befindliche Demosthenes-Handschrift — vielleicht waren die Vorstellungen des hl. Basileios d.Gr. doch im Mittelalter noch nicht so ganz obsolet geworden; und das Krankenhaus, das Johannes II. Komnenos beim Pantokrator-Kloster in Konstantinopel gründete, war in medizinischer Hinsicht in allen Sparten ausschließlich von weltlichem Personal versorgt, die Mönche stellten das Dienstpersonal, wenn man diesen modernen Begriff hier einmal gestattet; so kann man dieses in seiner Zeit einmalige Krankenhaus, das aus der kaiserlichen Schatulle unterhalten wurde, wohl kaum monastischer Wohltätigkeit zurechnen.

Der vierte und letzte Beitrag aus dem Symposion stammt von N.G. Garsoian und befaßt sich mit *Byzantine Heresy, a Reinterpretation*. Es geht der Verf. um eine neue Interpretation des Verhältnisses der Paulikianer und der Bogumilen zu Strömungen der byzantinischen Theologie, von den Ikonoklasten bis hin zu Symeon dem Jüngeren, dem Theologen. Mit stupender Detailkenntnis und sorgfältiger Exegese unserer nicht sehr eindeutigen Quellen kommt sie zu der ausdrücklich als Hypothese bezeichneten Möglichkeit, daß alle Ketzereien des byzantinischen Mittelalters Seitenarme seien, die sich aus dem großen Strom byzantinischer theologischer

Spekulation abgesondert haben, daß sie also nicht Fremdgut waren, sondern abwegiger oder auch nur abseitiger Eigenwuchs. Sie schließt mit den Worten, ob es nicht nötig geworden sei, »to concede that in the fusions of Judaeo-Hellenic Christianity and Greek philosophy characterizing Byzantine religious evolution the bastards too are children«. Die Beweisführung der Verf. hat mich sehr beeindruckt, ich kann mir aber nicht denken, daß sie sich ohne weitere Diskussionen auch nur als Deutungsmöglichkeit durchsetzen wird. Dazu sind doch wohl manche der Belegstellen zu sehr verschiedenen Deutungen zugänglich. Der Aufsatz kann jedem, der sich für die Frage der byzantinischen »Ketzereien« interessiert, nur wärmstens empfohlen werden: ihn hier nur andeutungsweise referieren zu wollen, hieße, ihn nahezu ganz abzudrucken. Es ist zu hoffen, daß die Auseinandersetzung mit ihm beitragen wird, das überlieferte Ketzerbild ganz neu zu durchdenken und im erforderlichen Maße zu revidieren.

Es folgt ein Beitrag von I. Ševcenko *The Date and Author of the So-called Fragments of Toparcha Gothicus*, den ich mit größtem Vergnügen gelesen habe. Diese Fragmente wurden erstmals 1828 von K. B. Hase veröffentlicht. Seinen Angaben zufolge hat er sie aus einer Handschrift exzerpiert, die während der napoleonischen Zeit in die Pariser Bibliothèque royale gekommen und nach 1815 wieder restituiert worden war. Diese Handschrift, über deren Inhalt Hase genaue Angaben gemacht hatte, ist seither nicht wieder aufgefunden worden. Wegen ihrer schwer deutbaren Angaben zur frühen Geschichte der Kiever Rus haben sich zahllose gelehrte Federn zur Erklärung und Auswertung der Fragmente in Bewegung gesetzt.

Š. schildert nun, wie er sich erfolglos wie so viele vor ihm auf die Suche nach der verschollenen Handschrift gemacht hat, nachdem er zuvor die Fragmente nach der Ausgabe Hases abgedruckt, neu übersetzt und auf ihre exegetischen Schwierigkeiten hin abgeklopft hat, wobei er sich der Literatur über den Toparcha Gothicus bedient. Dann untersucht er Hases Kopie mit lateinischer Übersetzung, die im Suppl.gr. 858 erhalten ist. Daraus ergibt sich eine wahre Detektivgeschichte, in deren Verlauf Š. den Wissensstand der Zeit Hases in Sachen früher byzantinischer und russischer Geschichte, die von Hase benutzte lexikographische und Reise-Literatur, seine Briefe an seinen russischen Gönner Rumjancev und vor allem Hases geheimes, griechisch geschriebenes Tagebuch — leider, da das Original nicht zugänglich ist (falls es überhaupt noch existiert), nur nach einem Auszug, den er dem Leser auch gleich in seiner Genese vorstellt — sowie sprachliche Eigentümlichkeiten der Fragmente auswertet. So führt er seinen Leser langsam, aber sehr sicher zu der Erkenntnis, daß der Autor der berühmten Fragmente niemand anderes war als Hase selbst, daß er sie angefertigt hat, um den an früher Volksgeschichte interessierten Russen, die ihn protegierten, etwas an die Hand geben zu können. Š. fragt gerechterweise auch, ob Hase eine solche gezielte Fälschung zuzutrauen sei, und kann mehr als wahrscheinlich machen, daß dem so ist.

Man liest den Aufsatz und wird mitgerissen. Dann kommen die Zweifel, ob so viele Gelehrte, die sich seit Hases Erstveröffentlichung mit den Fragmenten befaßten, den Schwindel nicht gemerkt haben sollten. Man bedenkt zwar die vom Verf. sehr geschickt eingebauten Zweifel Karl Krumbachers, aber die waren doch sehr vorsichtig und eher ironisch als scharf formuliert. Dann liest man ein zweites Mal, sehr genau auf mögliche Fehlinterpretationen achtend, wohl ein wenig unter dem Gesichtspunkt, daß nicht sein kann, was nicht sein darf. Letztlich muß man sich der Entscheidungsfrage stellen, die Š. erhebt. Und ich meine, man wird mit ihm selber sagen müssen: »I confess that anything short of the appearance of the mediaeval manuscript containing them (d.h. die Fragmente) will keep alive my doubts as to their-tenth-century date«.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß Š. in drei Appendices die Literatur, die in den von ihm genannten Bibliographien nicht enthalten ist, anführt, die Korrespondenz Rumjancev-Hase auszugsweise zitiert und über Hases geheimes Tagebuch referiert. Auf den dem Aufsatz beigegebenen Abbildungstafeln gibt er alle einschlägigen Seiten aus dem Suppl.gr.858 der Pariser Bibliothèque Nationale, die Briefe von Rumjancev und Hase, weitere Briefproben Hases und

vier Seiten aus dem Pariser Suppl.gr.1363 mit Kopien aus Hases geheimem Tagebuch sowie die Karte aus dem von ihm oft zitierten Reisebericht der Mrs. Guthrie wieder, ungemein wichtige Abbildungen, die das Verständnis des Aufsatzes sehr erleichtern.

Der folgende Artikel von D. Pingree, *The Astrological School of John Abramius* kann von mir mangels ausreichender Kenntnisse auf dem Gebiet der Astrologie nicht beurteilt werden. Er führt in die spätere palaiologische Zeit und macht mit Abramios, dem Astrologen Andronikos' IV., und seinen Schülern sowie deren Bemühungen um die Korrektur der ptolemäischen astronomischen Parameter anhand eigener Beobachtungen und arabischer Literatur bekannt.

Den Abschluß des Aufsatzteiles bildet ein Beitrag von P. Schreiner *Eine unbekannte Beschreibung der Pammakaristoskirche (Fethiye Camii) und weitere Texte zur Topographie Konstantinopels*. Sch. behandelt darin zwei Texte in der Handschrift 0.2.36 des Trinity-College in Cambridge, Ende 16.Jh., die eine Beschreibung der Pammakaristos-Kirche (bis 1588 Patriarchatskirche) und einen Traktat über die Tore enthalten. Er zeigt, daß sie vom gleichen Schreiber stammen wie die verwandten Texte im Vindob. hist.gr.94. Diese Sammelbände stehen in Verbindung mit den Interessen deutscher Humanisten und der antiquarischen Tätigkeit am Hofe des Patriarchen. Nach der Edition des Traktats über die Pammakaristos untersucht Sch. sorgfältig die beiden Gruppen von Ktitoren des 12. und des 13.Jh.s und gibt eine ins Einzelne gehende Textinterpretation. Der Traktat über die Tore wird kürzer abgehandelt; dem schließt sich noch die angebliche Inschrift von der Stadtmauer von Chaldekona an, von der nur der Text nach dem Cantabrigiensis wiedergegeben wird. Ein Anhang bietet noch die Geburtsdaten der Kinder Kaiser Alexios' I. Der Aufsatz ist für die Topographie Konstantinopels und vor allem für unsere Kenntnis der Patriarchatskirche der frühen Türkenzeit Konstantinopels von Bedeutung, die gelehrte Interpretation gibt zahlreiche interessante Einzelheiten und zeigt ebenso deutlich die Lücken unserer Kenntnis.

Der Teil *Notes* ist recht umfangreich. Er berichtet zunächst über *Work at Kalenderhane Camii in Istanbul: Third and Fourth Preliminary Reports* (C.L. Striker u.Y.D. Kuban); hervorzuheben ist das Mosaik der Darstellung Christi im Tempel, das vorikonoklastisch versuchsweise datiert wird — eine ansprechende Annahme. D.C. Winfield gibt *Reports on Work at Monagri, Lagoudera, and Hagios Neophytos*, Cyprus, 1969/70; bedeutsam ist hier der Nachweis späterer (14.Jh.?) Erneuerungen in Lagoudera vor allem bei zahlreichen Köpfen, was durch überzeugende Aufnahmen belegt wird. Es folgt *Bargala: A Preliminary Report* von B. Aleksova und C. Mango über Ausgrabungen in Ostmazedonien; wichtige dreischiffige Basilika mit nördlich anschließendem Baptisterium; in einem Anhang gibt B. Aleksova eine Liste der mittelalterlichen Kirchen der Region.

Klaus Wessel

Dumbarton Oaks Papers Nr. XXVI, 366 S., 253 Abb. auf Tafeln, 9 Abb. im Text; Washington D.C. 1972: Dumbarton Oaks Center for Byzantine Studies, Trustees for Harvard University.

Der neueste Band der Dumbarton Oaks Papers ist zum größten Teil kunstgeschichtlichen Problemen gewidmet. Das beginnt mit dem Beitrag von C. Mango und E.J.W. Hawkins *The Mosaics of St. Sophia at Istanbul. The Church Fathers in the North Tympanum*, der die Reihe der Vorlagen der freigelegten Mosaiken fortsetzt. Mit äußerster Akribie werden die Mosaiken der Kirchenväter, aber auch alle ornamentalen Details, die am Nordtympanon erhalten geblieben sind, beschrieben, analysiert und datiert. Unter den Ornamentmosaiken werden überzeugend die justinianischen von den mittelbyzantinischen Teilen geschieden. Die Frage der Datierung der